

Peter Merseburger  
WILLY BRANDT



W. F.

Peter Merseburger

# WILLY BRANDT

1913–1992

Visionär und Realist

Deutsche Verlags-Anstalt  
München

PETER MERSEBURGER, geboren 1928 in Zeitz, war Redakteur und Korrespondent beim *Spiegel* und von 1969 an TV-Chefredakteur des NDR. Als Korrespondent leitete er die ARD-Studios in Washington, Ostberlin und London. Merseburger veröffentlichte zahlreiche Bücher, u. a. sind bei DVA erschienen: *Der schwierige Deutsche: Kurt Schumacher* (1995) und *Mythos Weimar. Zwischen Geist und Macht* (1998). Merseburger lebt heute als freier Publizist in Berlin und Südfrankreich.

# INHALT

Vorwort

7

MUTTERSTADT LÜBECK

Proletarische Prägungen

13

NORWEGISCHE SPUREN

Abkehr vom Dogmatismus

57

ERSTE LEHR- UND WANDERJAHRE

Oslo, Berlin, Paris

88

IM SPANISCHEN BÜRGERKRIEG

Kampf mit publizistischen Mitteln

126

ALS DEUTSCH-NORWEGER IN SCHWEDEN

Mitarbeit in der »Kleinen Internationale«

172

DER SOZIALIST MIT DEN ZWEI VATERLÄNDERN

Entscheidung für Deutschland

222

IM AUFTRAG DER PARTEIFÜHRUNG  
SPD-»Botschafter« beim Alliierten Kontrollrat

270

MACHTKAMPF AN DER SPREE

Ernst Reuters junger Mann setzt sich durch

299

## INHALT

AUFSTIEG DES AUSSENSEITERS  
Der Regierende Bürgermeister wird Kanzlerkandidat

343

DER MAUERBAU  
Brandts große Stunde der Bewährung

396

DIE REALITÄT ALS LEHRMEISTER  
Wandel durch Annäherung

430

DIE BUNDESREPUBLIK IM UMBRUCH  
Außenminister in der Großen Koalition

486

MACHTWECHSEL AM RHEIN  
Willy Brandt im Palais Schaumburg

578

KANZLER IN DER KRISE  
Wehner, Guillaume und der Rücktritt

657

VIERTE KARRIERE  
Comeback als *elder statesman*

739

... WAS ZUSAMMENGEHÖRT  
Am Ende die Einheit

804

## ANHANG

Dank 863

Anmerkungen 867

Auswahlbibliographie 911

Bildnachweis 914

Namenregister 915

## VORWORT

Gegen Ende seines Lebens stand seine persönliche und politische Autorität beinahe über den Parteien, auch die einstigen Gegner zollten seiner politischen Leistung Bewunderung und Respekt. Die Nation ehrte den großen Verstorbenen mit einem Staatsakt, wie es ihn im Reichstag zu Berlin zuvor nur für Walter Rathenau und Gustav Stresemann gegeben hatte. Und doch sollte kein noch so großer Abschied mit Trommelwirbel und militärischem Zeremoniell vergessen machen, wie sehr dieser Willy Brandt als deutscher Kanzler und Parteiführer umstritten war. Adenauer haben die Deutschen respektiert, Willy Brandt aber polarisierte wie kein anderer Politiker, ausgenommen vielleicht Franz Josef Strauß. Er wurde gehaßt, aber auch geliebt – schon um seiner Schwächen willen, die ihn den Menschen näherrückten.

Mit keinem Namen der Nachkriegszeit ist soviel Hoffnung auf moralische Erneuerung der Politik, auf mehr Demokratie und soziale Gerechtigkeit verbunden wie mit dem Willy Brandts. Er war Idol und Hoffnungsträger der deutschen Linken bis tief in das aufgeklärte Bürgertum hinein, und er hat die Generation der Achtundsechziger mit ihrem Land versöhnt. Doch wie kein anderer wurde er von der deutschen Rechten gnadenlos gejagt und verleumdet – als Linkssozialist, der sich für die Sache der spanischen Republik engagierte, als Emigrant und »Vaterlandsverräter«, der norwegische Uniform getragen hat, als Verfasser zahlreicher Bücher, die sich kritisch mit dem nationalsozialistischen Deutschland auseinandersetzten. Doch die Ironie der Geschichte wollte es, daß Willy Brandt gerade wegen der Anfeindungen gegen seine frühe Biographie, einem dialektischen Prozeß ähnlich, an Bedeutung gewann: Je heftiger und verbissener die deutsche Rechte das unehelich geborene Proletarierkind Herbert Frahm als ehemals linken Revolutionär

anfeindete, desto klarer wurden seine politischen Konturen, desto deutlicher wuchs er zur politischen Gegenfigur der Adenauerschen Obrigkeitsdemokratie heran.

Seine historische Leistung für die Deutschen ist unbestritten und nur derjenigen Konrad Adenauers vor ihm und der Helmut Kohls nach ihm vergleichbar: Versöhnte Adenauer den freien Teil Deutschlands mit dem Westen, schlug Brandt Brücken nach Osten. Verankerte der eine die Bundesrepublik fest im Europa der Integration und der Atlantischen Allianz, streckte der andere die Hand zur Versöhnung nach Osten aus. Erst Brandts Vertragspolitik gegenüber Polen und der Sowjetunion machte die Bundesrepublik zum Partner, der nach allen Seiten voll handlungsfähig war, erst mit seinem Eintritt in die Vereinten Nationen spielte Bonn in der internationalen Liga mit und gewann an Gewicht.

Der politische Realist Brandt anerkannte die Lage, wie sie ist, um politischen Spielraum und Freiheit des Manövrierens zu gewinnen. Seine Politik der Entspannung baute Feindbilder ab und trug dazu bei, den Prozeß der deutschen Einigung zu ermöglichen, den Helmut Kohl dann zusammen mit Hans-Dietrich Genscher steuerte. All das sichert Willy Brandt einen Platz in den Büchern der deutschen Nachkriegsgeschichte. Doch mit seinem Namen verbindet sich mehr: Er brauchte Macht wie jeder Politiker, der gestalten will, aber Macht war ihm nicht alles, er klammerte sich nicht an sie und setzte, wie sein Rücktritt zeigt, mit dieser Haltung moralische Maßstäbe. Es gelang ihm, die Kluft zwischen Geist und Macht zu verringern, indem er Intellektuelle, Dichter und Künstler an sich band. Er hatte, wie Günter Grass einmal treffend bemerkt, die seltene Gabe, Zukunft näher heranzurücken, schemenhafte Hoffnungen und Gefährdungen zu konturieren. Das machte den Realisten zum Visionär, der den tristen Alltag mit klaren Zielsetzungen aufhellen konnte. Damit kam er, der soviel Distanz hielt zu den Einzelnen, den Vielen nahe – was einen großen Teil der Massenwirksamkeit des Ausnahmepolitikers Willy Brandt erklären mag. Doch lauerten darin auch Gefahren: Indem er die Sehnsüchte und Wünsche der Vielen auf sich vereinen konnte, schuf er einen Erwartungshorizont, dem seine eigene Regierung schließlich nicht gerecht wurde.

Sein Aufstieg verlief nicht gerade, sondern in Kurven und Kehren, sein Weg nach oben war voller Kämpfe, in denen ihm Wunden



geschlagen wurden, die nur schwer vernarbten. Seine politische Biographie ist voller Dramen – man denke nur an den gescheiterten Kanzlersturz durch das Mißtrauensvotum und die Spionageaffäre Guillaume. Oberflächlich betrachtet, mögen die politischen Positionen, die er im Laufe seines Lebens bezog, widersprüchlich erscheinen: linksrevolutionär in der Jugend, langsame Wandlung zum demokratischen Sozialisten in der skandinavischen Emigration, Kalter Krieger in Berlin, Kanzler der Versöhnung mit dem Osten in Bonn und Friedensnobelpreisträger, Begründer der deutschen Zweistaatlichkeit und, am Ende seines politischen Lebens, dann wieder energischer Fürsprecher einer schnellen deutschen Vereinigung.

Bedenkt man freilich, daß der überzeugte Gegner des Nationalsozialismus bereits als 19jähriger das Land verließ, erklärt sich manche dieser Wendungen als Lernprozeß, und spätestens seit der Berliner Zeit folgen die Positionswechsel einer inneren Logik, auch wenn die Spätphase nicht frei von Irrtümern bleibt. Er war ein Mann der vielen Abschiede und Anfänge, ein Politiker mit hochentwickeltem Gespür für den Zeitgeist, und er scheute den Positionswechsel nicht, wenn Einsicht in die veränderte Lage dies gebot. Viel zu intelligent, eine Sache nicht von allen Seiten zu betrachten, empfand er es nicht als Schwäche, sondern als Stärke, einen als falsch erkannten Kurs rechtzeitig zu korrigieren.

Brandt verkörperte – rar in deutschen Landen – ein Stück ungebrochener Freiheitstradition, die vom Lübeck der frühen dreißiger Jahre über den Kampf gegen die Nationalsozialisten und die Emigration bis hin zur Verteidigung West-Berlins gegen Stalinisten und Realsozialisten reicht. Unvergessen bleibt, wie kraftvoll, aber geschickt der Regierende Bürgermeister von Berlin im Kalten Krieg die Interessen dieser umzingelten, belagerten, von Chruschtschow ultimativ bedrohten Stadt auf der internationalen Bühne vertrat; unvergessen auch das Charisma, das er hier erstmals entwickelte, als es galt, die Bürger vom Sturm auf das Brandenburger Tor abzuhalten oder den zweieinhalb Millionen Berlinern nach dem Bau der Mauer den Mut zum Ausharren zu vermitteln.

Das Jahrzehnt der großen Berlin-Krise war seine Bewährungsprobe, in dieser Zeit gewann er nicht nur nationale, sondern auch internationale Statur und wuchs zu einer Art natürlichem Gegenaußenminister, wenn nicht Gegenkanzler der Bundesrepublik heran.

Die Berliner Erfahrung, das Scheitern der bisherigen Deutschlandpolitik, demonstriert durch den Mauerbau, wurde prägend für Willy Brandt: Seither kämpfte er gegen die große Doppelillusion der deutschen Nachkriegsgeschichte an – die von der kurzen Dauer der Teilung, aber auch gegen die Illusion vom Provisorium, vom Übergangscharakter der Bundesrepublik. Bewußt forderte er, praktisch als Gegenstück zu seiner Politik eines *modus vivendi*, der Anerkennung eines zweiten deutschen Staates, die Selbstanerkennung der Bundesrepublik durch ihre Bürger. Damit griff er eine Forderung des Historikers Waldemar Besson auf, nach dem das international vielfach verflochtene Gemeinwesen namens Bundesrepublik die Identität von Staat und Staatsvolk brauchte, wenn es eine Chance des Bestehens haben sollte.

Als die freie Selbstbestimmung der Deutschen in weiten Fernen zu liegen schien, in einer Zeit, als auch die Regierung Helmut Kohl sich in den von Brandt verlegten Gleisen seiner Ostpolitik bewegte und Erich Honecker in Bonn empfing, nannte er die Wiedervereinigung einmal die »Lebenslüge« der zweiten Republik. Mit ihren Sonntagsreden über die deutsche Einheit wollte die offizielle Bonner Politik nur verschleiern, daß die von ihr betriebene, immer festere Verflechtung mit dem Westen ebendiese Vereinigung immer unerreichbarer mache. Aber den Begriff der Nation wie den der Selbstbestimmung schrieb Willy Brandt damit nicht ab, im Gegenteil: Seine »kleinen Schritte« in Berlin, wie später die Ostpolitik, zielten darauf, die Spaltung, wenn sie sich schon nicht beseitigen ließ, doch wenigstens erträglich zu machen. Er wollte, daß die Deutschen wieder zueinanderkommen könnten, in der Hoffnung, daß so das Bewußtsein der einen Nation lebendig bliebe – bis hin zu dem Tag, an dem sich die Einheit wiedergewinnen ließe. Als dieser Tag durch Gorbatschows Neues Denken und die friedliche Revolution im Osten dann plötzlich greifbar nahe schien, war er einer der ersten, der darauf drang, die historische Chance zu nutzen – im Gegensatz zur Generation seiner »Enkel« in der eigenen Partei, mit der er sich in dieser Frage überwarf.

Eine »sozialdemokratische Jahrhundertgestalt« nannte ihn Hans-Peter Schwarz, weil er alle Epochen des zwanzigsten Jahrhunderts durchlebte – die Weimarer Republik, die Zeit des Nationalsozialismus, die deutsche Spaltung und schließlich den Prozeß der deut-

## VORWORT

schen Einigung. Selbst die Epoche August Bebels und der kaiserlichen Sozialdemokratie war in Brandt noch präsent, weil der Großvater seinem Enkel von den Bebelschen Entwürfen einer utopischen Welt gesprochen und die naiven frühsozialistischen Bilder einer besseren Gesellschaft im Bewußtsein des Heranwachsenden ihren festen Platz gefunden hatten. Dem Vaterlosen, der ohne normales Familienleben aufwuchs, war die Partei stets ein wichtiges Stück Heimat.

Willy Brandt stand mit seiner Person gegen die beiden Totalitarismen, die Verantwortung für die großen Tragödien und Massenmorde des letzten Jahrhunderts tragen. In eine Gesellschaft, die keine existentiellen Herausforderungen durch Diktaturen kennt, in der Anpasser und blasse Manager im grauen Flanell das Sagen haben, die Politik der Parteien sich nur zu oft nach den letzten Umfrageergebnissen definiert, ragte der späte Willy Brandt zuletzt hinein wie politisches Urgestein.



## MUTTERSTADT LÜBECK

### Proletarische Prägungen

Es gibt schwierige Vaterländer, aber auch schwierige Vaterstädte. Genau besehen, war Lübeck, wo Willy Brandt aufwuchs, nicht seine Vater-, sondern seine Mutterstadt. Mit dem Lübeck der Senatorenöhne Mann hatte die Stadt an der Trave wenig gemein. Als er in den engen Gassen mit dem Kopfsteinpflaster herumtollte, hieß er Herbert Karl Frahm, und einen Heiligabend wie im Hause Buddenbrook, ein Fest mit A-cappella-Gesang, Lesung aus der Weihnachtsgeschichte des Lukas, mit duftendem, lamettabehangenem Tannenbaum und holzgeschnitzten Figuren in der Krippe, ein derart stimmungsvolles Familientreffen, zu dem Kaviar und Champagner, Gänseleber und Rehrücken gereicht wurden, hat der später einmal Regierende Bürgermeister von Berlin und deutsche Bundeskanzler in seiner Jugend nie kennengelernt.

Für Thomas Mann, dieses »Urenkelkind deutsch-bürgerlicher Kultur«, war Lübeck hanseatisch und patrizisch geprägt, von Kaufleuten des Heiligen Römischen Reichs, die weltoffen und seefahrend Handel trieben weit über die Ostsee hinaus.<sup>1</sup> Dagegen war die Lübecker Prägung, die Willy Brandt erhielt, jene der sozialdemokratischen Subkultur, die sich überall im Reich abseits der bürgerlichen entfaltete – als Alternative und Vorbereitung auf eine Zukunft ohne Stände, ohne Klassen und ohne die überkommene Staatsorganisation, als Hoffnung auf eine neue Ordnung, deren Umrisse freilich vage waren.

Vermögende Patrizier wie die Manns und ihre Vorrechte würde es in dieser künftigen Welt nicht mehr geben. Gerechtigkeit würde herrschen, Geld überflüssig werden, der Mensch dem Menschen nicht länger Wolf sein, soviel war gewiß. Man lebte in der Erwartung des großen Kladderadatschs, des Zusammenbruchs des kapitalistischen Systems, den der Arbeiterkaiser August Bebel un-

ermüdlieh prophezeit hatte. Daß es dieser Vision für die Zukunft an Konkretheit mangelte, verlieh ihr den Charakter der Verheißung und stärkte eher die Glaubenskraft derer, die sich von dieser neuen Welt Trost und Aufbruch zu neuen Ufern erwarteten. Für seinen Großvater, meint Willy Brandt einmal, sei der Sozialismus eine Art Religion gewesen.<sup>2</sup> Auch seine Mutter gehörte zur Millio-nenschar der Hoffenden.

August Bebel, die große Gegenfigur zu Bismarck und später zum Kaiser, der unbestrittene Vorkriegsführer der deutschen Sozialdemokratie, dessen Bild in jeder sozialdemokratischen Wohnstube hing, verehrt als Idol »mit dem guten Blick und dem väterlichen weißen Bart«<sup>3</sup>, starb im selben Jahr 1913, in dem Willy Brandt geboren wurde. Anders als viele sozialdemokratische Führer, die aus dem Bürgertum zur Arbeiterbewegung stießen – Wilhelm Liebknecht etwa oder Ferdinand Lassalle, Ernst Reuter oder Kurt Schumacher –, ist Willy Brandt eindeutig proletarischer Herkunft. Weil der Großvater Ludwig Frahm und die Mutter Martha Frahm mehr waren als nominelle Mitglieder der Partei Bebels, wird er in den Sozialismus buchstäblich hineingeboren und mit der Milch sozialdemokratischer Denkweise großgezogen.

Als uneheliches Kind einer proletarischen Mutter auf die Welt gekommen, ist er gleich doppelt unterprivilegiert. Heute, da viele Mütter ihre Kinder allein erziehen und uneheliche Geburt kein Makel ist, muß nachgerade unverständlich erscheinen, daß Christdemokraten, auch ihr Kanzler Konrad Adenauer, in Wahlkämpfen den Gegner Brandt bei den Wahlbürgern als einen unehelich Geborenen zu diffamieren suchten. Noch 1972 sah sich Heinrich Böll veranlaßt, den um die Wiederwahl kämpfenden ersten sozialdemokratischen Kanzler der Bundesrepublik gegen den »Urmakel« der unehelichen Geburt, jene »idiotische Uerbsünde der bürgerlichen Welt«, bei bürgerlich-katholischen Wählern zu verteidigen. Böll sprach in diesem Zusammenhang von geradezu »wütender, haßgetränkter Abneigung«, die Brandt entgegenschlage.<sup>4</sup> Als der Dichter dies schrieb, war aus Herbert Frahm längst der Mann mit dem Kampfnamen Willy Brandt geworden, und dieser hatte einen weiten Weg zurückgelegt – heraus aus den schmalen Gassen Lübecks, die Eierschalen eines engstirnigen, linken Sektierertums abstreifend, sich langsam, aber beharrlich zur Welt öffnend und ihren

widrigen Realitäten stellend, die so gar nicht den alten Dogmen entsprechen wollten.

Diesem Willy Brandt wird wahrlich nichts geschenkt. Als junger Emigrant muß er sich in der norwegischen Fremde durchsetzen; als Illegaler geht er für ein halbes Jahr nach Berlin, um eine Widerstandsgruppe zu reorganisieren – beides wird ihn in einer Bundesrepublik, in der in den Reihen der Rechten bis tief in die siebziger Jahre noch deutschnationaler Geist wabert, üblen Verdächtigungen und Verleumdungen aussetzen. Seine Karriere in der nach dem Krieg zunächst ganz von Kurt Schumacher geprägten Sozialdemokratie ist beschwerlich und folgt nicht immer einer geraden Linie. Brandts Aufstieg ist der eines aus Fehlern Lernenden, er steckt voller Rückschläge und Niederlagen, aber vollzieht sich beharrlich – wenn auch im »Kriechgang einer Schnecke«, wie Günter Grass im Jahr des großen Triumphs von Willy Brandt 1972 einmal anmerken wird.<sup>5</sup>

Über den frühen Jahren hänge ein undurchsichtiger Schleier, grau wie der Nebel über dem Lübecker Hafen; schattenhaft die Gestalten und Gesichter, die auftauchten, um gleich wieder zu verschwinden – »wie Strandgut auf den Wellen der nordischen See«. Einem Gebrauchslyriker gleich notierte Leo Lania im Jahre 1960 die Jugendeindrücke Willy Brandts für die erste Biographie, die rechtzeitig zu dessen erstem Bundestagswahlkampf erscheint: »Es ist«, läßt er den Kanzler-Kandidaten sagen, »schwer für mich zu glauben, daß der Knabe Herbert Frahm ich selber war.«<sup>6</sup> Mit dem politischen Erfolg treten die frühen Konturen dann deutlicher hervor. Zeitzeugen berichten, Rechercheure, freundlich gesonnene wie feindliche, sichten Archive in Lübeck und Oslo, Stockholm und Washington, der ehemalige Kanzler selbst beschreibt seinen Werdegang und meldet sich mit Erinnerungen zu Wort.

Das Lübeck, in dem der Knabe Herbert Ernst Karl Frahm am 18. Dezember 1913 um 11 Uhr 45 in der Arbeitervorstadt St.Lorenz das Licht der Welt erblickt, hat 114 000 Einwohner, ist mit einigen Dörfern der Umgebung und dem Vorort Travemünde der kleinste Bundesstaat des Deutschen Reiches und wird bürgerlich-patrizisch regiert. Ein undemokratisches Zensuswahlrecht, das Begüterten das Mehrfache an Stimmen einräumt, kombiniert mit einem restriktiv gehandhabten Bürgerrecht, kann die Sozialdemokraten vor dem

Ersten Weltkrieg von der Macht fernhalten. Die Verfassung des Stadtstaates, der überwiegend vom Großhandel lebt, entspricht ganz der Tradition der alten Hansestadt. Kaufleute und Akademiker, fast sämtlich Juristen, bilden den Senat und gehören ihm, einmal gewählt, auf Lebenszeit an. Als seien sie Gemälden Rembrandts entstiegen, tragen die Senatoren weiße Halskrause, schwarzen Umhang und Schnallenschuhe; erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg wird die altertümliche Tracht durch die zeitgemäße bürgerliche Festtagskleidung, Frack und Zylinder, ersetzt.

Längs der Trave, die Lübeck mit der Ostsee verbindet, haben sich seit der Jahrhundertwende Industrien angesiedelt, die sich auf die Veredelung von Importen, vor allem auf die Eisen- und Holzverarbeitung, spezialisieren; Hochöfen und Werften sind entstanden, die rasche, vor dem Ersten Weltkrieg geradezu rasante Industrialisierung hat Arbeitskräfte aus dem Umland, vor allem aus dem Mecklenburgischen, angelockt. Auf sie gestützt, gewann der Sozialdemokrat Theodor Schwartz mit 55 Prozent der Wählerstimmen die Reichstagswahlen von 1903, bei denen, anders als im Stadtstaat Lübeck, das allgemeine und gleiche Wahlrecht galt. Schwartz konnte seinen Wahlkreis selbst bei den sogenannten Hottentottenwahlen von 1907 (der Name rührt von den parlamentarischen Auseinandersetzungen über die Kriegsführung in Deutsch-Südwestafrika her) verteidigen, die im ganzen Reich einen Rechtsruck brachten – wenn auch mit der knappen Mehrheit von ein paar hundert Stimmen gegen den Oberpostassistenten Julius Klein, den Kandidaten für die vereinigten bürgerlichen Parteien.

Zu seinen Wählern zählte zweifellos auch Ludwig Frahm, Willy Brandts Großvater, der Anfang des Jahrhunderts nach Lübeck zog und Anstellung als Lastkraftwagenfahrer in den Drägerwerken fand, einer Apparatefabrik, die Biersiphons, medizinisches Gerät, aber auch Instrumente für die U-Boote der schimmernden Wehr des Kaisers herstellte. Wilhelm II. hatte Lübeck im August 1913, im letzten Friedensjahr, von einer seiner Nordlandfahrten kommend, einen Besuch abgestattet – in der Uniform eines Admirals, »des Führers auf den blauen Meeresfluten«, wie ein offenbar vom majestätischen Glanz geblendeter Berichterstatter in vaterländischem Überschwang vermerkt. »Ich schütze den Kaufmann, sein Feind ist mein Feind«, versicherte der Kaiser den Stadtvätern bei



der abendlichen Audienz und stiftete ein Fenster für die gotische Ratskirche St. Marien. Die kaiserliche Gabe erhielt einen Platz oberhalb der Totentanzkapelle. In einer Bombennacht des Zweiten Weltkriegs versank sie mitsamt der mittelalterlichen Pracht des stolzen Gotteshauses in Schutt und Asche.

Ein Foto zeigt Großvater Ludwig Heinrich Carl Frahm mit Nickelbrille, kurzgeschnittenem Schnauzbart und kahlgeschorenem Schädel, der, so Willy Brandt, auch in eine östlichere Umgebung gepaßt hätte.<sup>7</sup> Ursprünglich Landarbeiter in Mecklenburg, hatte er sich den halbfeudalen Zuständen auf Gut Klütz durch Abwanderung nach Lübeck entzogen, wo er vor seiner Anstellung als Kraftfahrer zunächst als angelernter Arbeiter seinen Lebensunterhalt verdiente. Er trat der SPD bei und wurde deren gewählter Vertrauensmann im Stadtteil Holstentor-Süd; einmal kandidierte er auch auf aussichtslosem Platz auf der Liste der SPD für die Wahlen zur Bürgerschaft. Von Gestalt eher untersetzt, hat er den schweren Gang eines Bauern und spricht fast ausschließlich Platt, eine Tatsache, die dem Enkel in der Osloer Emigration das Erlernen des Norwegischen sehr erleichtern wird.

Schon auf Gut Klütz galt Ludwig Frahm als Roter, weil er einen Versuch des Gutsverwalters verhinderte, die in der Verfassung garantierte allgemeine, direkte und geheime Wahl zum Reichstag durch Überwachung der Stimmabgabe seiner Landarbeiter zu kontrollieren. Leo Lania schildert die Szene: Erst traktierte der Verwalter seine Arbeiter mit Schnaps; als es zur Abstimmung kam, mußten diese, einer hinter dem anderen, ins Haus der Gutsverwaltung treten und ihre Wahlzettel in eine große Suppenterrine legen, fein säuberlich einen Zettel auf den anderen. Der Verwalter saß daneben und notierte die Namen, damit er später feststellen könnte, wo jeder sein Kreuz gemacht hatte. »Als der Großvater an die Reihe kam, stieß er wie zufällig die Terrine um, alle Wahlzettel wurden durcheinandergeworfen: der Verwalter tobte, aber da war nichts mehr zu machen, er konnte nicht mehr herausfinden, welcher Zettel von welchem Arbeiter abgegeben worden war.«<sup>8</sup>

Brandt nennt den Großvater einmal eine »treue und genügsame Seele der Mehrheitssozialdemokratie«, der Revolution gesagt und den Übergang von der Monarchie zur Demokratie gemeint habe, aber auch den Achtstundentag und seine Rechte als Staatsbürger.<sup>9</sup>

»Einfach im Denken und stark im Glauben«<sup>10</sup>, habe er die demokratische Republik, von der Brandt schon als Fünfzehnjähriger meinte, es gebe nicht viel an ihr zu verteidigen, stets als großen Fortschritt betrachtet. Der Enkel wird nie die Lektion in Arbeiterstolz vergessen, die ihm der Großvater erteilte; sie zählt zu den wichtigsten Kindheitserlebnissen, wie er später schreibt<sup>11</sup>, denn sie hat mit dem täglichen Brot zu tun, das für ihn in seiner Jugend nie selbstverständlich gewesen ist. Herbert Frahm zählt etwa acht Jahre, als die Belegschaft der Apparate-Fabrik, für die der Großvater arbeitet, wegen eines Streiks ausgesperrt wird. Ein Direktor des Werks trifft den Jungen auf der Straße und fragt ihn, ob er zu Hause genug zu essen habe. Als dieser mit der Antwort offenbar zögert, nimmt ihn der Direktor an der Hand, führt ihn zum nächsten Bäckerladen an der Ecke und schenkt ihm zwei große, frischgebackene Laibe Brot. Strahlend läuft er nach Hause. Doch der Großvater, streng wie sonst nie, befiehlt ihm, die Brote umgehend zurückzubringen, denn ein streikender Arbeiter nehme kein Geschenk vom Arbeitgeber an. »Wir lassen uns nicht vom Feind bestechen. Wir sind keine Bettler, die man mit Almosen abspeist. Wir wollen unser Recht, keine Geschenke.«

Mutter Martha Frahm, dunkelblond, von lebhaftem Naturell und ein wenig zu Korpulenz neigend, vererbt ihrem Sohn die hohen, slawischen Backenknochen und die Lust am Lachen. Anders als der Großvater zieht sie, Verkäuferin in einem Laden des Konsumvereins, Hochdeutsch dem Platt vor und spricht es fehlerfrei, was nach dem Urteil Brandts damals in Lübecker Arbeiterkreisen keineswegs selbstverständlich war. Martha zeigt kulturelles Interesse, entleiht regelmäßig Bücher, besitzt ein Abonnement an der Volksbühne, engagiert sich bei den Naturfreunden und bei der Freien Jugend, einem Teil der Arbeiterjugend, halb Wandervogel, halb Klassenorganisation.<sup>12</sup>

Sie arbeitet am Proletarischen Sprechchor mit, der Chorstücke von Toller und Schönkank, aber auch Gedichte von Tucholsky und dem Lübecker Lyriker Karl Albrecht aufführt.<sup>13</sup> Die sozialistische Bewegung ist ihr nicht weniger Heimat als ihrem Vater, bei dem sie wohnt.

Kaum zwanzigjährig – ihre Mutter Wilhelmine Frahm ist kurz zuvor verstorben – gebiert sie Herbert in der kleinen Dreizimmerwohnung in der Lübecker Meierstraße 16. In der Geburtsurkunde

des Knaben fehlt jeder Hinweis auf den Vater. Der Großvater muß 1914 in den Krieg, die Mutter zieht den kleinen Herbert zunächst also ganz allein auf, aber das Arbeitermilieu bietet ihr dabei Halt und Solidarität. Eine Nachbarin nimmt ihren Sohn in Pflege, während sie im »Konsum« sechs Tage in der Woche ihr Geld verdient. Mit 16 bis 18 Stunden gibt der Wirtschaftshistoriker Jürgen Kuczynski die damalige durchschnittliche Belastung einer Arbeiterin durch Beruf, Einkaufen und Haushalt an. Wenn sie abgerackert und hundemüde von der Arbeit kommt, fangen die Vorbereitungen für das Abendessen an. Am Wochenende ist Washtag, man bringt die Arbeitskleidung in Ordnung und schneidert seine Kleider selbst, ein großer Berg Strümpfe wartet aufs Stopfen, für die Freizeit bleibt eigentlich nur der Samstagabend oder der Sonntagnachmittag.<sup>14</sup> Dennoch: Lebenslustig sieht Martha Frahm aus, trägt einen breitkrepfigen Hut, den ein Blumenbouquet ziert. Sie vergnügt sich, wie dies damals in Lübecker Arbeiterkreisen üblich ist: Samstags geht man zum Ball, etwa zum sozialdemokratischen Verein in Schwartau-Rensefeld, der durch Inserat im *Volksboten* ins Lokal des Herrn Evers in Klein-Mühlen lädt – zu niedrigen Preisen; Herren zahlen nur 60 Pfennige, der Eintritt für Damen ist frei.<sup>15</sup> Oder man fährt am Sonntagnachmittag an die Ostsee, in ein Heim der Naturfreunde oder zum Kaffee in ein Gartenlokal im nahen Wald.

Gewiß hat sie ihren Sohn, soweit ihr dies bei dieser Belastung überhaupt möglich war, nicht vernachlässigt. Keineswegs ärmlich, sondern gepflegt und adrett, sommers in weiße, winters in blaue Matrosenanzüge gekleidet, stellt sich Herbert dem Photographen, von keinem wohlhabenden Bürgerkind zu unterscheiden. Wer die Bilder sieht, mag sich fragen, durch welchen Verzicht dies alles ermöglicht worden ist. Dem Großvater werden sogar Photos seines waterländisch-martialisch drapierten Enkels ins Feld geschickt: Der Drei- bis Vierjährige muß da mit Pickelhaube und Gewehr oder als Kaiserlicher Matrose des (Kriegs-)Schiffs seiner Majestät »SMS Schlesien« posieren. Und doch sind alle diese Photos trügerisch. Dem Sohn Martha Frahms fehlt es an einem festen Zuhause, an jenem stabilen familiären Bezugssystem, das Psychologen für die Entwicklung des frühen kindlichen Charakters für unerlässlich halten. Von Beginn an vermißt Herbert Frahm Nestwärme. Deshalb wird Willy Brandt zeitlebens nach ihr suchen, vorzugsweise bei

Frauen, und manche seiner vielen Affären mögen damit zu erklären sein.

Ist dies auch der Grund dafür, daß er zwar viele Freunde hat, aber keinen, der ihm wirklich nahe ist? Selbst langjährige, ihm vertraute, enge Mitarbeiter werden später sagen, sie hätten stets eine gewisse Distanz gespürt, er habe niemanden an sich herankommen lassen. Nur schwer öffnet er sich anderen Menschen, »aus frühesten Jahren hatte ich mir diese Scheu bewahrt«, heißt es in der Biographie Leo Lantias.<sup>16</sup> »Lange Jahre gewohnt, mit mir allein auszukommen, fiel es mir nicht leicht, meine Gefühle und innersten Gedanken mit anderen zu teilen.«

Im Rückblick erscheint der Großvater, zu dem Herbert Papa sagt und der selbst noch auf dem Realgymnasium als Vater herhalten muß, als die stärkste und prägende Bezugsperson der Kindheit. Als er aus dem Krieg heimkehrt, bezieht Ludwig Frahm eine Zweizimmerwohnung der Drägerwerke und nimmt den Enkel zu sich, die Mutter kümmert sich ein- oder zweimal in der Woche um ihn. Aber der Großvater heiratet ein zweites Mal, und das Verhältnis zwischen der Stief-Großmutter und Herbert bleibt mehr als kühl. »Tante Dora« nennt der Junge sie. Er kann sie nicht ausstehen. Als der Großvater eine Zweizimmer-Parterrewohnung in einem Neubau in der Trappenstraße 11A bezieht, verfügt diese nicht nur über eine gesonderte Küche und ein modernes Badezimmer, was für den ehemaligen Landarbeiter einen Riesenluxus darstellt. Es gibt auch eine Dachkammer – sechs Quadratmeter groß und mit einem Fenster zum Hof versehen –, die Herbert ganz zu seinem Reich macht, in der er viel liest und allein zu sein lernt. Er bleibt auch beim Großvater, als seine Mutter den »baumlangen, stämmigen Maurerpolier«<sup>17</sup> Emil Kuhlmann heiratet, den Herbert nun »Onkel« nennt.

Der eigene leibliche Vater blieb ihm unbekannt, weder Großvater noch Mutter sprachen über ihn, und er selbst stellte keine Fragen. »Da er so offenkundig nichts von mir wissen wollte«, so Willy Brandt in seinen Erinnerungen, »hielt ich es auch später nicht für angezeigt, die väterliche Spur zu verfolgen.«<sup>18</sup> Unbehaust nennt er die eigene Jugend und spricht von »familiärem Chaos«, das komplettiert worden sei, als er während der Emigration in einem Gespräch mit Ernst Kuhlmann, dem Bruder seines Stiefvaters, bei

einem Treffen in Kopenhagen erfuhr, daß Großvater nicht der leibliche Vater seiner Mutter gewesen sei. Diese war in der Tat unehelecht geboren, von Ludwig Frahms erster Frau Wilhelmine mit in die Ehe gebracht und von ihrem Ehemann als sein eigenes Kind anerkannt worden. Natürlich gab das zu Spekulationen Anlaß. War der Erzeuger der Mutter etwa fürstlichen oder gräflichen Geblüts? Oder doch nur ein einfacher Landarbeiter? Im alten Mecklenburg, schreibt Brandt, wäre es nicht das erstemal gewesen, daß eine Landarbeiterin dem gutsherrlichen *ius primae noctis*, dem Recht auf die erste Nacht, hätte gehorchen müssen.<sup>19</sup>

Wildere Spekulationen gab es um den natürlichen Vater des Vaterlosen. Im Jahr 1960, Willy Brandt war bereits Kanzlerkandidat und weilte zu Besuch beim SPD-Chef in Bonn, bat Erich Ollenhauer den Genossen aus Berlin ins Nebenzimmer und legte ihm eine Nachricht aus London vor. Danach sei erwiesen, daß der Vater ein bulgarischer Kommunist namens Wladimir Pogoreloff gewesen sei. Brandt berichtet dies in seinen Memoiren, mit altersmilder Ironie und der für ihn so typischen Distanz. Eine im Ausland erschienene »Deutsche Nationalbibliographie« hatte sein Buch über den Krieg in Norwegen vermerkt und als Verfasser »Brandt, W.(ladimir, d.i. Wladimir Pogoreloff) angegeben. War da nicht zuvor einmal als Vater ein Graf Plessen aus Mecklenburg genannt worden, dann wieder der berühmte Dirigent Hermann Abendroth, der in Lübeck als Kapellmeister gewirkt hatte, oder ein deutschnationaler Amtsgerichtsrat aus Bad Schwartau namens Otto Carstens? Im Jahr 1948 bittet er die Mutter, »dabei die briefliche Distanz wählend«, um Auskunft, weil er seine Papiere mit genauen Angaben zur Person für die deutsche Wiedereinbürgerung in Schleswig-Holstein präparieren muß. Sie schickt einen Zettel zurück, auf dem steht, daß der Vater ein John Möller, Buchhalter in Hamburg, gewesen sei.<sup>20</sup> Viele Worte haben Mutter und Sohn offenbar darüber auch damals nicht gewechselt.

Recherchen von Journalisten ergeben im September 1989, John Möller sei vor 1933 Lehrer gewesen, habe für die SPD Flugblätter verteilt, wegen seiner sozialdemokratischen Gesinnung aus dem Dienst ausscheiden müssen und sich danach als Buchhalter einer Kohlenhandlung durchgeschlagen. Er sei stets von Büchern umgeben und ein sehr gebildeter Mann gewesen.<sup>21</sup> Übrigens meldet

sich 1961 der Brandt bis dahin völlig unbekannte Gerd André Rank mit einem Brief beim Regierenden Bürgermeister und stellt sich als Enkel der gemeinsamen Großmutter Maria Möller vor. John Möller, heißt es in diesem Brief, den Brandt nicht ohne Stolz in seinen »Erinnerungen« zitiert, habe eine »außergewöhnliche menschliche Tiefe besessen« und sei trotz seiner einfachen Position eine beeindruckende Persönlichkeit gewesen. Doch hat Brandt, auch als er schließlich von John Möller Anfang 1948 durch seine Mutter erfuhr, den leiblichen Vater nie aufgesucht. Und John Möller wiederum, der 1958 starb, hatte keine Ahnung davon, daß es sich bei Willy Brandt, von dem er doch in der Zeitung las, denn er wurde 1955 zum Präsidenten des Berliner Abgeordnetenhauses, 1957 zum Regierenden Bürgermeister von Berlin gewählt, um seinen Sohn gehandelt hat.

Heinrich Böll spricht einmal von der Verletztheit und Verletzlichkeit, die Brandt durch jenen Mangel an lübischer »Ehrbarkeit bürgerlicher Provenienz« mit auf den Weg gegeben wurde, obschon deren verlogene Brüchigkeit spätestens mit den Buddenbrooks offenbar geworden sei. Warum hat Brandt zu der üblen Nachrede, die sich ein langes politisches Leben an seine Herkunft knüpfte, geschwiegen, warum hat er die banale Personalie nicht auf den Tisch gelegt, als ihn Adenauer 1961 »alias Frahm« titulierte? Erstaunt, so scheint es, fragt sich der alte Willy Brandt dies selbst. Offen spricht er von einem Stachel, der ihm eingepflanzt worden sei, und verweist auf die Hemmungen, die er in sich getragen habe: Sie reichten tief, »zu tief, als daß ich die Befangenheit hätte ablegen können«. <sup>22</sup>

Der junge Willy Brandt wird in der geschlossenen Welt der Arbeiterkultur sozialisiert, die Sozialdemokraten und Gewerkschafter in ihre Organisationen einbindet von der Wiege bis zur Bahre und eigene Vereine hat für alles und jedes, von den Nestfalken für die Kleinen, der Arbeiter-Wohlfahrt und dem Arbeiter-Samariter-Bund bis hin zum Arbeiter-Verein »Pfleger des Esperanto«. Im Arbeiter Turn- und Sportverein Lübeck e.V. wird nicht nur Turnen, Gymnastik, Handball, Fußball und Leichtathletik gepflegt, es gibt auch spezielle Vereinigungen für Rad- und Kraftfahren, Angeln, Kegeln, Wassersport, Segeln, ja selbst für Schach und Briefmarkensammeln. Mehr als zwanzig künstlerische Arbeiter-

Vereine der Stadt sind von der Musik dominiert, ihr übergreifender Dachverband, der »Deutsche Arbeiter-Sängerbund«, Bezirk Lübeck, zählt 1100 Sänger und Sängerinnen; daneben gibt es Gruppen, in denen spezielle Instrumente gespielt werden: Schalmeyen, Flöten und Trompeten, Trommeln und Mandolinen.<sup>23</sup>

Kaum daß er laufen kann, stecken Mutter und Großvater den Knaben Herbert in die Kindergruppe des Arbeitersports und in einen Arbeiter-Mandolinklub.<sup>24</sup> Das Mandolinenspiel wird er nie verlernen, ein Plakat des erwachsenen Willy Brandt mit Mandoline zierte 1978 sogar das Büro eines Mitarbeiters von Jimmy Carter im Nationalen Sicherheitsrat des Weißen Hauses. Bei den Roten Falken, denen man bis zum Abschluß der Volksschule angehört, trägt er den obligaten blauen Kittel und vertauscht ihn, als er in die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) überwechselt, mit dem (kornblumen-)blauen Hemd und dem (mohn-)roten Schlips. Die Falken haben einen ähnlichen Ehrenkodex wie die Pfadfinder, sie sollen ehrlich, hilfsbereit und pünktlich sein, Alkohol und Nikotin sind zu meiden – er selbst, der später die Zigarette kaum lassen kann, stimmt einmal für den Ausschluß von Sündern, die geraucht hatten.

Die Zeit in der sozialistischen Jugendbewegung bedeutet Brandt viel, die Gemeinschaft bietet ihm eine Art Familienersatz. Bei den Falken, aber auch bei Teilen der SAJ gehörten den Gruppen Jungen und Mädchen an, gemeinsam ging man auf Wanderungen und Zeltfahrten, »es wurde gespielt, gescherzt, geflirtet«, schreibt Brandt, man saß zusammen am Lagerfeuer und sang Volkslieder oder Kampfgesänge der Arbeiterbewegung. In den Sommerferien wurden Kinderrepubliken errichtet – Zeltlager in der Lüneburger Heide, auf der Rheinhalbinsel Namedyer Werth bei Andernach oder an der Lübecker Bucht, in denen die Jungen und Mädchen Demokratie probten: Sie wählten ein Lagerparlament, das wiederum einen Bürgermeister ernannte. In der Kinderrepublik Namedy steuert Herbert Frahm als Junghelfer ein Kasperletheater zur Unterhaltung bei, zur Eröffnung der Kinderrepublik an der Lübecker Bucht spielt er die Hauptrolle in einem Stück, welches, urteilt man nach seinem Titel – »Hans Urian geht nach Brot« –, zweifellos agitatorischen Charakters war. Den Text, so erinnert er sich, hatte er so schlecht einstudiert, daß es ohne die tüchtige Souffleuse wohl zum Skandal gekommen wäre.

In den Ferien schließt er auch erste Bekanntschaft mit Skandinavien. 1928 nimmt er an einem Schüleraustausch mit dem dänischen Velje teil, 1931 trampet er mit einem Freund per Anhalter nach Dänemark, setzt mit einem Frachter nach Bergen über und lernt die großartige Welt der Fjorde kennen. Sie geben ihm einen Vorgeschmack dessen, was er dann in der Emigration an Skandinavien, vor allem an Norwegen schätzen wird: die wortkarge Freundlichkeit und natürliche Anständigkeit der Menschen.<sup>25</sup>

Hat Brandt eine doppelte Bildungsschicht gehabt, die sozialistische von Haus aus und dazu eine bürgerliche, wie Klaus Harprecht<sup>26</sup> einmal meinte – nämlich die des Lübecker Johanneums, das er die letzten vier Jahre vor dem Abitur wegen besonderer Begabung als Stipendiat besuchen konnte? Bebel also *und* Bismarck? Das wäre glänzend getroffen und könnte in der Tat Brandts spätere Breitenwirkung erklären; Brandt selbst freilich äußert sich da eher zurückhaltend. Nach der Volksschule hatte er zuerst eine Mittel-, dann eine Realschule besucht. Die letzten vier Jahre auf dem Johanneum, einem Reform-Realgymnasium, gaben ihm viele Anregungen und einen soliden Grundstock der im Bürgertum seiner Zeit gängigen Bildung, gewiß. Auch war er, anders als die meisten Arbeiterkinder, gezwungen, sich im ihm fremden bürgerlichen Milieu zu behaupten. Aber aus der geschlossenen Welt der Arbeiterkultur, bekennt er selbst, hätten ihn auch so fördernde, verständnisvolle Lehrer wie der Professor Eilhard Erich Pauls nicht hinausgeführt – »dazu reichten die häuslichen Wurzeln zu tief«.<sup>27</sup>

Pauls, ein »baumlanger, rotblonder, schnauzbärtiger Friese«<sup>28</sup>, der mit seinem Kneifer wie ein typischer Professor aussah und nicht nur dozierte, sondern mit seinen Zöglingen auch diskutierte<sup>29</sup>, hat auf Brandt bleibenden Einfluß ausgeübt, wie er bei der Verleihung der Ehrenbürgerschaft der Stadt Lübeck bekennt. Ein »großartiger Geschichtslehrer« sei Pauls gewesen, kein Sozialist, aber ein guter, liberaler, toleranter Mensch mit einem konservativen Schuß<sup>30</sup>, der neben Geschichte auch Brandts zweites Lieblingsfach Deutsch unterrichtete und sich aufgeschlossen für das politische Engagement des jungen Herbert Frahm zeigte. Der war, offenbar aus Protest gegen die Pflege der Bismarcktradition im Johanneum, an einem 18. Januar in der Kluft der SAJ, im Blauhemd mit rotem Schlips, in der Aula erschienen. Er sollte ein Gedicht rezitieren, wurde



aber wegen seiner Kleidung, die gänzlich aus dem gutbürgerlich-konservativen Rahmen fiel, prompt nach Hause geschickt.<sup>31</sup> Doch war das Lehrerkollegium, was die frühen politischen Bekenntnisse des Schülers Frahm anging, offenbar nicht einig. Dem Oberprimaner jedenfalls gestattete Pauls, für den Abituraufsatz in Geschichte als Thema ausgerechnet »August Bebel, Leben und Bedeutung« zu wählen.

Wer die Arbeit liest, stellt schnell fest, daß Frahm auf dem Johanneum aus seinem Herzen keine Mördergrube machen mußte, im Gegenteil. Er schildert den Arbeiterkaiser als schneidigen Disputierer im Reichstag, als begeisternden Redner auf Massenveranstaltungen und meint, die gegenwärtige »Krise der proletarischen Bewegung« rufe »den alten Führer in die Erinnerung zurück«. Schwingt da nicht die Sehnsucht nach der Einheit der Arbeiterbewegung in der Vorkriegszeit mit, die ihn einige Monate zuvor zur Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) hat stoßen lassen? »Bei dem Ruf nach der Synthese des revolutionären Sozialismus aus der These des Reformismus und der Antithese des Bolschewismus«, so schreibt der Abiturient, »spielt der Name Bebel eine große Rolle. August Bebel nannte sich stolz ebenso gern Kommunist wie Sozialist.«

Zu seiner politischen Gesinnung bekennt er sich auch in der eigentlichen Abiturarbeit, die der Frage gilt, ob das in der Schule Unterrichtete vielleicht gar nicht zu gebrauchen und die Jugend überhaupt ohne Hoffnung sei. Voller Spott schreibt er 1932 mit Blick auf die wachsenden Erwerbslosenziffern während der großen Wirtschaftskrise, wenn alles gut gehe, habe ihm die Schule einen Berechtigungsschein gegeben, der zu nichts berechtige: »Aber vielleicht kann ich ja Konditor mit Abitur werden.« Wer will, mag in dieser Arbeit auch schon den späteren Brandt des »Sowohl-als-auch« heraushören, denn es heißt da, er, Frahm, habe sich mit Thesen in seinem Aufsatz auseinanderzusetzen, zu denen es ihm schwer falle, ja oder nein, *tertium non datur* zu sagen: Zwischen den Extremen gebe es zu mannigfache Zwischentöne. Andererseits bezieht er unmißverständlich Stellung, wenn er die eigene Schule, also sein Johanneum, bezichtigt, sie lebe in schwankendem Liberalismus dahin und habe sich nie auf demokratischen Boden gestellt. Freilich schränkt er sofort ein: Diesen demokratischen Boden habe es ja in ganz Deutschland nur auf dem Papier und nie in Wirk-

lichkeit gegeben. »Die demokratische Republik war die neue politische Form. Die Wirtschaft aber änderte sich nicht. Auch die anderen Machtfaktoren, Militär, Bürokratie usw. nicht.« Früh also finden sich Überzeugungen, denen er sein Leben lang treu bleiben wird: Politische Demokratie allein, schreibt er, gebe es nicht, soziale und kulturelle Demokratie gehörten zur wirklichen Demokratie hinzu.

Dem Liberalismus seiner Zeit, den er für verrottet hält, läßt er keine Chance und kreierte der Schule besonders an, daß sie keinen neuen Weg gefunden habe. So setzt er gegen sein Johanneum, das für ihn gleichbedeutend ist mit dem Schultypus eines Liberalismus, der auf der ganzen Linie zusammengebrochen sei, zwei andere, zeitgemäßere Modelle – das autoritäre des faschistischen Italien und das auf Erziehung zur Gemeinschaft gerichtete Modell der Sowjetunion, dem allein er positive Züge abgewinnt. Italien wolle Gehorsam dem Führer, militärische Erziehung und nationalen Unterricht vom fünften Jahr an – wer das faschistische System bejahe, müsse zweifellos diese Form der Erziehung für den Ausweg halten. Er selbst findet den sowjetischen Weg besser, der vor allem tüchtige Menschen für Wirtschaft und Industrie heranbilden wolle. Sein Aufsatz läßt keinen Zweifel, daß es die Sowjetunion ist, die ihn sehr beeindruckt. Wirtschaftlich leisteten die Sowjets Ungeheures, sie machten aus einem rückständigen Agrarland ein fortschrittliches Land mit modernster Technik und vollendeter Industrialisierung. »Dieses«, schreibt Herbert Frahm, »ist also der andere Weg aus der Haltlosigkeit unserer Tage. Erziehung für die Gemeinschaft, Erziehung für den planmäßigen Aufbau.« Zwar würden die Wege Mitteleuropas andere sein als die Rußlands oder Italiens, aber doch »irgendwie in einer dieser Richtungen liegen«. Daß er die sowjetische für angezeigter hält, daraus macht er keinen Hehl.

Nun versteht sich von selbst, daß er mit diesen radikalen Ansichten im durch und durch bürgerlichen Lehrerkollegium keine Zustimmung findet. Um so mehr spricht es für die grundliberale und tolerante Einstellung, die in der Endphase der Weimarer Republik am Lübecker Johanneum herrscht, wenn er für diese Abiturarbeit von seinem Lehrer Pauls ein »sehr gut« erhält. Sein Klassenlehrer Dr. Kramer vermerkt allerdings mit Rotstift, der Schüler Frahm sei von ihm »oft davor gewarnt worden, daß seine verführte,

bewußt enge parteipolitische Einstellung ihn geistig verarmen würde« und stuft die Note herab. Krakelig steht da am Ende, der Schüler Frahm habe dies zwar nicht glauben wollen – aber: »... die Tatsache seiner geistigen Armut verhinderte eine bessere Schlußnote der Kl. L. [Klassenleistung] als gut.«<sup>32</sup>

Nun ist eine Zwei im Abitur für das Proletarierkind auf dem Bürgerymnasium auch eine stattliche Leistung.<sup>33</sup> Lania berichtet, der Oberstudienrat Dr. Kramer, ein Mann, der übrigens durchaus Sinn für den Oppositionsgeist seiner Schüler bezeugte, habe eines Tages Mutter Martha Frahm gewarnt: »Halten Sie Ihren Sohn von der Politik fern! Der Junge hat gute Anlagen, es ist schade um ihn. Die Politik wird ihn ruinieren.«<sup>34</sup> Kramer unterrichtete Englisch und Französisch, Fächer, in denen Brandt, der sich später so sprachbegabt zeigen wird, bei der Reifeprüfung nicht gerade glänzte. In Französisch erhielt er ein Genügend, seine Klassenleistung in Englisch wurde zunächst als mangelhaft eingestuft, dann aber, weil er einen mit Gut zensierten Abitur-Aufsatz über den Beginn der amerikanischen Revolution, die Boston Tea Party, geschrieben hat, als genügend nach oben korrigiert.<sup>35</sup> Die Ironie freilich will, daß Politik nicht den Schüler Herbert Frahm, wohl aber seinen Klassenlehrer ruiniert: Als Gegner des Nationalsozialismus muß Kramer das Johanneum 1933 verlassen. In seiner Verzweigung gibt er sich selbst den Tod.<sup>36</sup>

War Herbert Frahm auf dem Johanneum wegen Herkunft und politischer Überzeugung ein gemiedener Außenseiter? Es ist dies eine jener unsinnigen Behauptungen, mit denen wohlmeinende und verklärende Berichte gespickt sind, die nach der Wahl Brandts zum Kanzler dessen Jugendzeit aufzuhellen suchten. Der »verschlossene Junge aus unterstem Stand«, hieß es da einmal, habe in den Pausen in der Uniform der Sozialistischen Arbeiterjugend meist allein in einer Ecke des Schulhofs gestanden und sei stets Zielscheibe »von Angriffen der Sprößlinge aus gutem Bürgerhaus« gewesen.<sup>37</sup>

Nach der Lektüre dieses Artikels meldete sich ein alter Schulkamerad, Heinz Neumann aus Erlangen, beim Bundeskanzler – Anrede: »Mein lieber Brandt« – und schrieb, er müsse nun zweifeln, je mit Brandt in eine gemeinsame Klasse gegangen zu sein.<sup>38</sup> Nichts von alledem sei wahr. »In meiner Erinnerung lebtest Du eigentlich – und zwar auch bevor ich ahnte, daß der Herbert

Frahm und der reg. Bürgermeister von Berlin identisch seien – als einer der Wortführer ... unserer Klasse.« Zu dem, was da geschrieben worden sei, passe auch schlecht, »dass Du, wenn einmal der Gedichtaufsager vom Dienst – sagen wir mal – indisponiert war, keine Bedenken hattest, mit einem Kampflied milderer Kalibers einzuspringen, worauf dann Herr Eilhard Erich Pauls eben daran seine Monologe knüpfte«.

Aus Neumanns Brief geht auch eindeutig hervor, daß Brandt nicht der einzige in seiner Klasse gewesen ist, der sich offen zur Sozialdemokratie bekannte. Mit seinem Klassenkameraden Wilken zog er zusammen nach dem Unterricht meist in ein Stammlokal der Linken in die Hundestraße. Über Politik wurde zwischen den Schülern offen diskutiert, ohne daß die Auseinandersetzungen je in Handgreiflichkeiten ausgeartet wären: »Auch, dass die politischen Gegensätze bei uns weder verniedlicht wurden noch zu brachialen Auseinandersetzungen führten, habe ich für ein Positivum gehalten«, schreibt Neumann. »So war es doch kein Problem, daß nach Veranstaltungen ausserhalb der Schule beide Linksassen, der Rechtsassen und meine Wenigkeit, die entweder von Dir oder von Wilken als ›bürgerliche Mitte mit einer leichten Neigung nach rechts-links‹ eingruppiert wurden, diskutierenderweise durch die Strassen gehen konnten, was übrigens für beide Extreme für diese Zeit auch den Schutz vor Gesinnungsgenossen der anderen Seite garantierte.«

Auch bei ihm, der längst journalistische Schluderarbeit und Klischeevorstellungen nicht mehr ernst nehme, habe der Artikel Kopfschütteln verursacht, antwortete Brandt. An einer Stelle müsse er allerdings Neumanns Erinnerungen korrigieren: »Als ich kein Gedicht gelernt hatte, habe ich mich nicht mit einem Kampflied milderer Kalibers ›herausgemogelt‹, sondern mit ›Wilde Gesellen‹, und das würde ich eher dem Wandervogel zurechnen.« In der Tat gab es mit Rudolf Wilken einen Gesinnungsgenossen am Johanneum, mit dem zusammen er am 1. Mai im Blauhemd der roten Pioniere hinter der roten Fahne hermarschierte – die Mütze des Johanneums stolz auf dem Kopf.

Daß Herbert, dem damaligen Brauch der Schule gemäß, jährlich eine andere bunte Mütze tragen mußte, war für Mutter wie Großvater Symbol eines gelungenen Aufstiegs und erfüllte sie mit Stolz.

Anfangs zählte er zu den besten Schülern seiner Klasse, das Lernen fiel ihm leicht, die Lehrer schätzten seine Belesenheit.<sup>39</sup> Zu den Autoren, die er in seiner Dachkammer studierte, gehörten neben dem klassischen Pflichtstoff deutscher Schulen Thomas Mann und Erich Maria Remarque, Jack London und Upton Sinclair, B. Traven und Martin Andersen Nexö, Ludwig Renn und Henri Barbusse, Maxim Gorki und Ernst Toller – Bücher, die ihm inhaltlich etwas gaben und politisch seiner Einstellung entgegenkamen. Für Poesie hatte er wenig Sinn, es fiel ihm schwer, sich an Rhythmus und Melodie der Gedichte zu berauschen<sup>40</sup>, sein Leben lang wird er Handfestes bevorzugen – Biographien oder Reportagen, die ihm Einblick in historische und soziale Probleme vermitteln.

Mit wachsendem politischem Engagement ließen allerdings die Leistungen in der Schule nach. Zu nächtlicher Stunde wurde das Kopfsteinpflaster der engen Lübecker Gassen oft zum Kampfplatz mit der Hitlerjugend. Einmal, nach einer Schlägerei an der Mühlenbrücke, stand er vor Gericht, wurde jedoch wegen Mangels an Beweisen freigesprochen. Seinen braven Oberstudiendirektor, steht bei Lania zu lesen, habe dies nicht befriedigt, denn er habe es schon als »genug schandbar« empfunden, daß ein Schüler seines Realgymnasiums sich überhaupt als Angeklagter zu verantworten hatte.<sup>41</sup>

Andere Schüler interessierten sich für Autos, Fußball oder Segeln, Herbert Frahm nahezu ausschließlich für Politik, und bald wurde das Schülerdasein zu einer Art Nebenbeschäftigung. Mit 15 Jahren wählte man ihn zum Vorsitzenden einer SAJ-Gruppe der Roten Falken (Frahm spricht in seinen Artikeln von Roten Pionieren), und mit ersten, zaghaften Berichten über die Tätigkeit der Lübecker Arbeiterjugend im *Volksboten* begann er wenig später auch seine Karriere als Journalist. Seine Artikel handeln von Fahrten und Zeltlagern, Heimabenden und Kinderrepubliken, aber auch eigenen Urlaubsreisen. So erzählt er, wie er im Juli 1931 mit einem leeren dänischen Fischauto, das aus Berlin zurückfährt, nach Dänemark trampelt, sich radebrechend mit seinem »Kartoffeldänisch« zu verständigen versucht und einen Nachmittag und Abend im Trubel des Kopenhagener Tivoli verbringt. »Die dänischen Autobesitzer sind freundlicher als in Deutschland«, urteilt Herbert Frahm: »Eine Fordkiste wird angehalten. Nimmt uns »natürlich« mit. Die

jagt alles, was das Zeug hält. Vorher hatte ich so etwas wie Locken, aber nachher ganz glattes, strähniges Haar. Unterwegs hatten wir noch eine Reifenpanne. Aber mit vereinten Kräften hatten wir den Schaden bald repariert.«<sup>42</sup>

Geht es um die eigene Organisation, gibt er sich voller Ernst und läßt sich an Treue im sozialistischen Glauben schwerlich überbieten. Wer die Roten Falken sind? »Arbeiterjüngens und Arbeitermädels«, schreibt der Jüngling Herbert Frahm in einem Beitrag, der sich wie eine Werbeanzeige liest, »die ihre Freizeit in Gemeinschaft mit ihren Klassengenossen bei frohem Spiel und Tanz, aber auch ernster Arbeit verbringen. Die auf Fahrt selbst nähren, selbst kochen und stets hilfsbereit sind.« Abseits von Nikotin, abseits von Schundliteratur und Kinokitsch erzögen sie sich für den geistigen Kampf der Arbeiter, damit sie, »wenn sie selbst im Kampfe stehen, die rote Fackel hineinschleudern ... in die schwarze Masse des Unverstandes, um dann mit der roten Fahne in der Hand vorwärts zu stürmen auf dem Wege zur sozialistischen Republik!« Er brachte dies eine Woche vor seinem 16. Geburtstag zu Papier.<sup>43</sup> Ein Jahr später heißt es dann bei dem knapp 17jährigen Herbert Frahm, wenn die Roten Falken hinauszögen, führten sie stets ihren Gruppenwimpel mit, ihr rotes Sturmfähnlein: »Rot ist die Farbe unseres noch immer geknechteten Körpers und Rot ist die Farbe der aufgehenden Sonne. Dieses Rot ist zum Symbol der um ihre Befreiung ringenden Arbeiterklasse geworden.«<sup>44</sup> Aber auch an feuilletonistischen Versuchen, die er nicht mit seinem Namen oder seinen Initialen zeichnet, sondern mit »Felix«, fehlt es nicht. »Grauer Tag, grauer Abend, dunkle Nacht«, heißt es elegisch in dem Stück »Herbst in uns«: Da fallen »vom Baum des Lebens die Blätter, die früher prangten«, und »Hoffnungen, die einst so voll waren, fahren dahin, werden in Staub zertreten.«<sup>45</sup> Nein, das Poetische und das Feuilletonistische sind seine Sache nicht, und als »Felix« sich einmal über das Angeln lustig macht – es solle »ihm sonstwo begegnen«, er habe keine Lust, sich von den lausigen Fischen zum Narren halten zu lassen<sup>46</sup> – greifen die »Sportgenossen Sportangler« erbost zur Feder, monieren seine erbärmliche Unwissenheit und bieten Nachhilfeunterricht im Arbeiter-Anglersportverein »Trave« an. Er müsse endlich lernen, daß man zum Barschangeln nicht, wie von ihm beschrieben, Seidenschnüre nehme.<sup>47</sup>

Die Angelei und Brandt, das ist die beinahe unendliche Geschichte einer langen, nicht immer glücklichen Liebe. Er angelt gern, aber schätzt er wirklich den Sport, oder ist es mehr die kontemplative Nachdenklichkeit, eine Pose, die den Staatsmann ziert? War Angeln für ihn je mehr als eine Welt, die er gern zu seiner eigenen gemacht hätte und die ihm doch unerreichbar blieb – Symbol eines Lebens voll Müßiggang, das er nie führen konnte? Das Glück jedenfalls ist ihm bei diesem Sport selten hold. Als die erste Regierungserklärung auf einem Schloß in der Eifel entworfen wird, angeln Brandt, einige Mitarbeiter und seine Leibwächter Forellen in einem nahen Bach. Alle erwischen stattliche Exemplare – Brandt muß sich mit einer winzigen Forelle zufriedengeben, die ihm die Hausherrin dann in einer Anwendung von schwarzem Humor auch noch zum Abendessen serviert.<sup>48</sup>

Auf einer Reise nach Mexiko, die der Vorsitzende der Sozialistischen Internationale auf Einladung des mexikanischen Staatschefs Echeverria unternimmt, begeben sich Egon Bahr und Willy Brandt aufs Schiff und wollen Haifische angeln. Einen Hai erwischt weder der eine noch der andere – aber im Gegensatz zu Brandt, der völlig leer ausgeht, hat Bahr wenigstens einen riesigen Hecht am Haken. An Land schließlich, als sie sich den wartenden Fotografen stellen müssen, leiht sich Brandt den Fisch von Bahr und präsentiert sich voller Stolz mit dem Fang.<sup>49</sup> Er wollte nicht als Blamierter dastehen. Alles nur Anglerlatein?

Die Falkengruppe, deren Leitung Brandt mit 15 übernahm, nannte sich Karl Marx, andere hießen Karl Liebknecht oder Rosa Luxemburg. Schon die Namen zeigen die Richtung an, welche die Arbeiterjugend damals steuerte: »Republik, das ist nicht viel, Sozialismus ist das Ziel«, lautete die Parole, mit der sie Front machte gegen eine gewiß müde und verkalkte SPD-Obrigkeit und ihre Parteiwibel an der Basis. Im *Freien Wort* verteidigte Herbert Frahm 1930 beherzt, daß seine Gruppe das Luxemburg-Liebknecht-Lied singe: Jede Kritik an Ebert und Noske werde zwar von der Parteiführung mit Ausschlußandrohungen beantwortet, aber das ändere doch nichts daran, daß Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht nach seiner Auffassung als wahre Klassenkämpfer gefallen seien. »Sie sind unser Vorbild, und wir halten ihnen die Treue, die sie dem Sozialismus stets gehalten haben.«

Der Gedanke ihres Lieds, das sei die Rache an allen, die den Mord ausgeführt oder beschönigt hätten – »Und das ist der Gedanke, aus dem heraus wir Gedenkfeiern veranstalten und unsere Gruppen nach diesen Vorbildern nennen.«<sup>50</sup> Nachträglich könne er vielleicht auf eine Jugendamnestie plädieren, meint Brandt einmal<sup>51</sup>, aber er spricht auch von der »Betulichkeit der parteioffiziellen Straßenbahnlinie« in Lübeck, an der er damals Anstoß genommen habe, von den »behäbigen Untugenden eigener Parteifreunde«, der »ausladenden Halbherzigkeit« und der »bisweilen bedrückenden Temperamentlosigkeit des eigenen Lagers«.<sup>52</sup>

Wer so über die eigene Partei dachte, mußte nur zu bald in Konflikt kommen mit der großen Mehrheit der Lübecker SPD, in der seit langem der reformerische Flügel der bestimmende war. Zwar hatte der Lübecker Reichstagsabgeordnete Schwartz seit 1915 gegen die Kriegskredite gestimmt, aber für die Lübecker Parteiorganisation war sein Verhalten ohne Folgen geblieben – eine Unabhängige Sozialdemokratie sollte sich hier nicht vor Anfang 1919 bilden, und dann war sie, wie später die Kommunistische Partei, in Lübeck kaum von Bedeutung.

Während der Revolution hatte sich die Linke in der Stadt mit den sieben Türmen ganz besonders brav verhalten. Zwar war Lübeck der zweite Ort nach dem Reichskriegshafen Kiel, in dem die revolutionären roten Matrosen das Regiment übernahmen – schon am Abend des 5. November 1918, doch das Rathaus besetzten sie nicht. Laut Lübecker Soldatenrat war »größte Ruhe« die erste Bürgerpflicht. Nichts werde er unternehmen, so versicherte der Soldatenrat, »was den Betrieb zwecks Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Lebens stören könnte«; in seinem Aufruf hieß es, kaum glaubhaft, aber wahr: »Es geht alles seinen alten Gang.« Wegen versuchten Diebstahls ließ er zwei Soldaten als Plünderer erschießen. Was an der Trave im November 1918 geschah, erinnert in manchem an den Runden Tisch in der ersten DDR-Wendezeit. Praktisch gab es in Lübeck als einzigem Bundesstaat des Deutschen Reiches keinen Umsturz; der alte Senat konnte sich bis zu den ersten Wahlen nach Abschaffung des Zensuswahlrechts im Amt halten, weil er sich mit den revolutionären Soldaten arrangierte. Ganz anders in Bremen, wo der Arbeiter- und Soldatenrat den Senat absetzte und eine Räteregierung bildete; anders auch in



Hamburg, wo die revolutionären Soldaten fünf Monate regierten und die Stadtstaatregierung stürzten, um sie dann, freilich mit erheblich beschränkter Machtbefugnis und nur zur Fortführung der Routinegeschäfte, wieder einzusetzen.

War es die »Lust an der Ohnmacht«, jene von Julius Leber 1933 im Kerker in Lübeck angeprangerte Erbsünde der SPD<sup>53</sup>, welche die Lübecker Sozialdemokraten dazu brachte, auf die volle Ausübung der Macht zu verzichten, obschon sie mit 52 Prozent der Stimmen bei den ersten Wahlen nach der Revolution die absolute Mehrheit errungen hatten? Sie stimmten einem »bruchlosen Übergang«<sup>54</sup> zu, einem Koalitionssenat, in dem aus der Zeit vor der Revolution gewählte Senatoren weiter die Mehrheit bildeten. Die Sozialdemokraten und Demokraten rückten erst langsam in freiwerdende Stellen nach und blieben bis in die Mitte der zwanziger Jahre in der Minderheit.

Als frühes Kindheitserlebnis bleibt in Herbert Frahms Gedächtnis haften, daß er als Zehnjähriger seinem Großvater das Mittagessen im Kochgeschirr auf ein Polizeirevier brachte, weil er dort am Schreibtisch seines Amtes waltete. Ludwig Frahm war Mitglied der »Vereinigung Republik«, einem Vorläufer des sozialdemokratischen Reichsbanners, die Polizeiaufgaben in der Stadt übernahm, nachdem Lübecker Polizisten auf Teilnehmer einer Erwerbslosen-Demonstration eingepreßelt hatten. Als der Senat, der von einer Minderheit der Sozialdemokraten mitgetragen wurde, kein Wort des Tadels fand, kochte die Volksstimmung im mehrheitlich roten Lübeck über. Die Polizei hielt es deshalb für ratsam, sich einige Tage in den Kasernen aufzuhalten.<sup>55</sup>

Herbert Frahm, der politisch Frühreife, wird entgegen den Parteistatuten, die ein Mindestalter von 18 Jahren vorsehen, im Sommer 1930, noch sechzehnjährig, in die SPD aufgenommen, macht Karriere und wird bald Vorsitzender des Unterbezirks der SAJ in Lübeck. Wie Bruno Römer, ein SAJ-Freund und sein Stellvertreter im SAJ-Vorsitz, die damalige Versammlungspraxis von Herbert Frahm beschreibt, ist viel von dem, was später den auf Konsens und Integration gerichteten Führungsstil des Kanzlers und Parteivorsitzenden Brandt ausmachen und Kritik, etwa von Helmut Schmidt, hervorrufen wird, schon in frühester Jugend angelegt: Brandt schätzt lange Diskussionen und besitzt die Fähigkeit zum

Zuhören; er greift die wichtigsten Themen auf, die in den Debatten zur Sprache gekommen sind, er bündelt sie, um sie sodann, so Römer, »in die Versammlung hineinzusprechen«. <sup>56</sup>

Den Herbert Frahm vom Anfang der dreißiger Jahre hat er nicht als guten Organisator in Erinnerung, aber als außerordentlich begabten Redner, der es verstanden habe, komplizierte Zusammenhänge einfach darzustellen. Sein ganzer Lebensinhalt seien die Partei und der Sozialismus gewesen, alles andere, ausgenommen allerdings hübsche Junggenossinnen, hätte ihn nicht sehr interessiert. Einmal, so weiß er zu berichten, seien Beschwerden von SAJ-Mitgliedern an ihn herangetragen worden. Offenbar hatte Brandt mit einer jungen Genossin getändelt und sie vor aller Augen geküßt. In SAJ-Kreisen war so etwas damals ungewöhnlich. Man versuchte, Politik und Liebesbeziehungen streng auseinanderzuhalten. »So war er eben«, meinte Römer, »sein Bedürfnis nach Liebe war durch die unbehaute Jugend nicht gedeckt.«

Daß die Arbeiterjugend in der Endzeit der Weimarer Republik immer weiter nach links rückte, war wahrlich kein auf Lübeck beschränktes Phänomen. Es erklärt sich mit dem Tolerierungskurs der Sozialdemokratie gegenüber der Regierung Brüning und deren Sparmaßnahmen und Notverordnungen, die – wie Einschnitte ins soziale Netz meist – vor allem die Arbeitnehmer und die Erwerbslosen trafen. Aber auch der Versuch der Parteiführung, das schlimmere Übel durch die Wahl des kleineren zu verhindern, spielte eine Rolle und stieß nicht nur bei den radikaleren Jungen auf Widerstand. Großvater Ludwig Frahm, berichtet Brandt, habe es nicht über sich bringen können, dem Aufruf der Parteiführung zu folgen und 1932 Hindenburg zu wählen, um Hitler von der Macht fernzuhalten. <sup>57</sup>

Schon 1929 und 1930 spricht Herbert Frahm im *Volksboten* die wachsende Entfremdung zwischen den Älteren und der Parteijugend an, verteidigt die Unabhängigkeit und volle Selbstverwaltung der SAJ gegen Versuche der Parteibürokratie, welche sie, wie vor etlichen Jahren, wieder der Führung älterer Genossen unterstellen will, um so der Tendenz zum Radikalismus zu begegnen. Die Roten Pioniere, wie er beharrlich seine Roten Falken nennt, wollten nicht Parteijugend werden, sondern eine freie Jugendorganisation bleiben, die allerdings ideell der Sozialdemokratie verbun-

den sei. »Wir Jungen«, begründet Herbert Frahm, »haben nun eben noch ein anderes Feuer in uns als die Alten. Für uns steht die Idee noch viel mehr im Vordergrund als die tausend Tagesfragen der Partei!« Mit vollem Recht könnten sie den Satz »Republik das ist nicht viel – Sozialismus ist das Ziel!« zu ihrer Parole machen, ohne damit »die Republik als Kampfobjekt der Alten zu verken- nen«. Mit der Jugend ziehe ein neuer Geist, sie hoffe, in den Älteren kameradschaftlich bereite Mitkämpfer zu finden, doch die »mit den ewigen Erfahrungen und Abgeklärtheiten« und anderen Alterskrankheiten sollten besser gleich zu Hause bleiben. Die allerdings noch wüßten, daß sie einmal jung gewesen seien und denen etwas liege an einer heranwachsenden roten Avantgarde, seien als Berater und Freunde stets willkommen – »für den internationalen Befreiungskampf des internationalen Proletariats«. <sup>58</sup>

Zog Erich Ollenhauer, später Willy Brandts langjähriger Parteivorsitzender, auch gegen Herbert Frahm vom Leder, als er auf dem SPD-Parteitag in Leipzig im Juni 1931 kritisierte, daß nur der schärfste Radikalismus, nur die unbedingte Negation den aktiven Teil der Jugend befriedigen könne? »Die Jungen haben die Mentalität der Maschinenstürmer«, behauptete Ollenhauer, ihre Sprache nannte er »hemmungslos und verantwortungslos« und unterstützte den Beschluß, daß künftig die Organisationen der Partei wieder die Verantwortung für die Auswahl der älteren Jugendfunktionäre tragen sollten. In der Londoner Zentrale des Exilvorstands der SPD wird er die politische Tätigkeit Willy Brandts in Skandinavien kritisch verfolgen und sich noch 1947 als Stellvertreter Kurt Schumachers den Einflüsterungen eines nach Schweden emigrierten Sozialdemokraten zugänglich zeigen, der Brandt mangelnder Loyalität gegenüber klassischen sozialdemokratischen Positionen bezichtigt. Brandt umgekehrt wird in Ollenhauer, so sehr er ihn als loyalen Parteiarbeiter auch schätzt, immer den braven, rechtschaffenen Mann der Parteibürokratie, den wenig inspirierenden Funktionärs- typ beinahe Weimarer Prägung sehen.

Der Konflikt zwischen den Alten und den Jungen in Lübeck spitzt sich zu, kaum daß die SPD-Linken Max Seydewitz und Kurt Rosenfeld, beide als unversöhnliche Gegner der Tolerierungspolitik vom Parteiausschluß bedroht, zum 4. Oktober 1931 in Berlin eine Reichskonferenz oppositioneller Sozialdemokraten einberufen und die

Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) aus der Taufe gehoben haben. Daß die neue Partei nur zu bald das Dasein einer überflüssigen und einflußlosen Sekte führen wird, wollen ihre Anhänger zunächst nicht glauben. Sie versteht sich ja als Kristallisations- und Sammelpunkt für eine neue Arbeiter-Einheitspartei, ein politisches Konzept, das ohne große Mühe die Sympathien der von Herbert Frahm geführten, radikal eingestellten Lübecker Arbeiterjugend gewinnen kann.

Ist die bürgerlich-kapitalistische Republik nicht am Ende, sind angesichts der rapide wachsenden Arbeitslosigkeit und nach dem großen Bankenkrach vom 13. Juli 1931 nicht revolutionäre Schritte unerlässlich? Ist nach den sensationellen Erfolgen der NSDAP bei den Wahlen zum Reichstag 1930, als sie sprunghaft von bisher 12 auf 107 Mandate kletterte, nicht eine proletarische Einheitsfront dringender denn je, um Hitler von der Macht fernzuhalten? Die Sehnsucht nach einer geschlossenen, einigen, nicht in Flügel zerrissenen und in Bruderkämpfe verstrickten Arbeiterpartei und mit dieser Sehnsucht der Traum von einem kühnen, unbestrittenen, die Flügel integrierenden Führer, wie August Bebel einer gewesen ist, beides macht die neue Splitterpartei für die Arbeiterjugend in Lübeck attraktiv.

So kommt es bald zum völligen Bruch. Der Freund aus damaligen Tagen, Heinrich Bruhn, beschreibt die Szene: »Wir von der Arbeiterjugend – Herbert war unser Anführer – haben der SPD und den Gewerkschaften vorgeworfen, daß sie zu wenig täten, um die Machtergreifung der Nazis zu verhindern. Auf einer großen Versammlung im Gewerkschaftshaus mit Julius Leber machten wir, auch Herbert, Zwischenrufe. Es kam zum Tumult. Wir wurden vom Saalschutz rausgeboxt und rausgeprügelt. Eine Straße weiter, in einem Arbeitersportheim, haben wir dann eine Lübecker Ortsgruppe der SAP gegründet. Herbert wurde der Agitprop-Leiter, der die Reden und Flugblätter entwarf.«<sup>59</sup> Bei Leber, dem Chefredakteur des *Volksboten*, der über die Versammlung selbst berichtete, obschon er dort einer der Hauptredner gewesen war, liest sich das so: Die SAJ-Führung habe ihre Ämter niedergelegt, und als die Partei in einer Versammlung versuchte, wieder Ordnung in der Lübecker Arbeiterjugend zu schaffen, seien einige angerückt, um Radau und Krawall zu machen. »Und es standen als Anführer inmitten des wilden Haufens der Student Peters und der Schüler

Frahm, die beide zu den Spaltern gehören.« Einige Reichsbannerleute hätten den Radaumachern einfach mitgeteilt, »daß es mit dem Gebrüll und Gezänk nun zu Ende sei.«<sup>60</sup>

Nun war Julius Leber, der Elsässer Bauernsohn, Frontoffizier und Träger des EK I, der sich Demokratie nicht anders als wehrhaft vorstellen konnte, dafür bekannt, daß er in der Auseinandersetzung mit dem Gegner nie Glacéhandschuhe trug. Als es in einer Versammlung einmal zu einer Schlägerei kam und die SA das Reichsbanner bereits aus dem Saal geprügelt hatte, blieb er allein auf der Bühne, zertrümmerte einen Stuhl, nahm zwei Beine in seine kräftigen Fäuste und kämpfte sich den Weg nach draußen frei.<sup>61</sup> Den »Doktor Leber mit der Faust«<sup>62</sup> nennt ihn Brandt später einmal. Mit seinen ungeschliffenen Umgangsformen machte der Sozialdemokrat auf Helmuth Graf Moltke im Kreisauer Widerstandskreis zunächst einen bäurischen Eindruck – der weltläufige Aristokrat meinte, der politische Pragmatiker Leber unterschätze stets das Geistige.<sup>63</sup> Unter den Widerständlern hatte er seine Vergangenheit als Frontoffizier mit dem EK I betont, was seine gute Zusammenarbeit mit dem Grafen Stauffenberg erklären mag.

Im eigenen Blatt bedachte Leber den politischen Feind gern mit derben Worten: »Haut sie zusammen«, prangte am 9. April 1932 in riesiger Balkenschrift auf Seite eins des *Volksboten*, dazu die Aufforderung: »Wählt Hindenburg. Macht Deutschland frei von Hitlers Horden.« In der Versammlung, in der es um die Lübecker Arbeiterjugend ging, rechnete er gnadenlos mit der bisherigen SAJ-Führung, also mit Frahm und seinem Stellvertreter Römer ab, zieh sie der finanziellen Mißwirtschaft, behauptete, die Abtrünnigen hätten die Schränke der Jugendheime geplündert und rückte sie damit in die Verdachtszone der Kriminalität. Verständnis dafür, daß es zu Zeiten der Wirtschaftskrise schwer gewesen ist, Beiträge zu kassieren, wie Römer später entschuldigend behauptet<sup>64</sup>, zeigte der demagogisch begabte Leber nicht: »Kassenbestand Null! Dafür unbezahlte Schulden überall – und seit Monaten keine Beitragsabrechnung. Ein Defizit von insgesamt 1283 Mark! Das ist das Resultat einer Wirtschaft, die sich seit Jahren an wilden Phrasen berauschte, aber an Leistungen nicht das geringste aufzuweisen hatte, außer einer schon ans Lächerliche grenzenden Hetze gegen die Partei.«

Kein Zweifel: Der Bruch zwischen Herbert Frahm und Julius Leber, der den begabten jungen Mitarbeiter beim *Volksboten* bisher gefördert hatte, war im Herbst 1931 endgültig. Behauptungen, die beiden hätten trotz des schweren politischen Zerwürfnisses in Lübeck ein gutes persönliches Verhältnis aufrechterhalten<sup>65</sup>, wurden von Willy Brandt selbst widerlegt. Es sei ein Mißverständnis, daß ihn Leber im Herbst 1931 nach der Parteispaltung noch einmal empfangen hätte, schreibt er in der Einleitung zu einer Leber-Biographie von Dorothea Beck: »Ich will nicht den Eindruck von Harmonie erwecken, wo ganz andere Gefühle an ihre Stelle getreten waren.«<sup>66</sup> Doch bedeutet der Bruch für Herbert Frahm mehr als nur den Verzicht auf die Möglichkeit, am *Volksboten* mitzuarbeiten und sein Taschengeld zu verdienen, Verzicht auch auf das Studienstipendium, für das sich sein journalistischer Mentor Leber für die Zeit nach dem Abitur ursprünglich bei der Partei hatte verwenden wollen.

Wer vaterlos aufwächst, schaut nach Ersatz aus, zu Männern, zu denen er aufschauen kann und die ihm Identifikation erlauben. Die Ironie will nun, daß in einer der wilden Spekulationen über den lange unbekanntenen Erzeuger Willy Brandts auch Julius Leber als Vater des Vaterlosen genannt wurde, obschon, wie Brandt später spöttisch bemerkt, Leber erst nach Lübeck gekommen war, als sein angeblich unehelicher Sohn bereits acht Lenze zählte.<sup>67</sup> Doch für den jungen Herbert Frahm ist Julius Leber, dieser kämpferische Republikaner und kraftvolle Volkstribun, zweifellos ein Vorbild gewesen, an dessen Aufstieg, Erfolg und politischer Haltung er sich hatte orientieren können, bis die Zweifel an der offiziellen Parteilinie, die Leber beharrlich weiter vertrat, schließlich obsiegten.

Statt Vorbild ließe sich sagen: Vaterfigur, auch wenn Brandt sich selbst gegen diesen Begriff wehrte und einmal von einer »ihm angegedichteten Orientierung an Vaterfiguren« sprach.<sup>68</sup> Symbolisierte Julius Leber nicht den Gipfel alles Erstrebenswerten und Erreichbaren? Konnte sich der im Arbeitermilieu aufgewachsene, bei der Parteijugend engagierte Herbert Frahm, der als Schüler Gelegenheitsartikel verfaßte und ein paar Groschen damit verdiente, sich überhaupt ein höheres Lebensziel vorstellen, als einmal Chefredakteur und Reichstagsabgeordneter zu werden? War Leber nicht sein Mentor gewesen, verteidigte er ihn nicht, nachdem Herbert

Frahm in einer Berliner Parteizeitschrift den Vorsitzenden der preußischen SPD-Landtagsfraktion, Ernst Heilmann, attackiert hatte? In einem Dreiergespräch mit einem aufgebrachten Parteisekretär, der empört war, daß »so etwas Linkes aus Lübeck kam«, verurteilte Leber seinen *Volksboten*-Mitarbeiter nicht, obschon er, wie Brandt später meint, in der Sache der Meinung des »Parteiwebels« gewesen sei.<sup>69</sup> Statt dessen riet er ihm, der doch schreiben könne, das Geschriebene reifen zu lassen, es erst einmal in die Schublade zu legen und es sich am nächsten Tag wieder anzuschauen. »Und wenn's geht, danach noch einmal. Dann wird es oft besser.« Leber wurde in Lübeck der König der kleinen Leute genannt, er war, weniger seiner formalen Stellung wegen – da gab es Genossen über ihm – als vielmehr dem Einfluß nach die höchste sozialdemokratische Autorität der Stadt.

Über Monate, ja Jahre zog sich der Ablösungsprozeß vom Ersatzvater hin, eine Phase der Auseinandersetzung, in der Herbert Frahm mehr und mehr auf politischen Gegenkurs zu Leber ging. Der Mann, der aus dem Elsaß stammte, dachte betont national, hatte nach dem Krieg für Deutschland optiert und als Leutnant im Grenzschutzverband Hammerstein bis zum Kapp-Putsch im März 1920 geholfen, die Ostgrenze gegen Kommunisten und Polen zu verteidigen. Die Ablehnung alles Militärischen durch seine Genossen war seine Sache nicht, er trat für die Aussöhnung der Arbeiterschaft mit der bewaffneten Macht ein und war eher der Partei-rechten zuzurechnen. Leber sprach sich für den Bau des Panzerkreuzers A aus, optierte also in einer Frage, welche die Partei zerriß, für eine, wenn auch sehr begrenzte, deutsche Marinerüstung – der Arbeiterjugend war der bloße Gedanke an ein deutsches Kriegsschiff ein Sakrileg; Leber befürwortete einen freiwilligen Arbeitsdienst – Herbert Frahm kämpfte vehement dagegen; Leber war Anhänger der Tolerierungspolitik gegenüber Brüning – der Vorsitzende der Lübecker SAJ bezeichnete sie als verhängnisvoll und sah in ihr eine der Ursachen für sozialdemokratische Wahniederlagen.

Vergeblich warnte der Chefredakteur des *Volksboten* seinen begabten jungen Mitarbeiter, den Funktionär, der noch ein Schüler war, vor dem Eintritt in die SAP: Ob dieser denn von allen guten Geistern verlassen sei? Was er, der doch einen guten Tropfen und die Gunst eines schönen Mädchens zu schätzen wisse, in einem Laden zu suchen habe, den Zukurzgeratene führten, die aus der

Erkenntnis ihrer physischen oder sonstigen Unzulänglichkeit in den Radikalismus geflüchtet seien? Auf Frahm, der die flapsige Bemerkung über mögliche Gebrechen der Parteigründer Seydewitz und Rosenfeld unstatthaft fand, verfehlte die Warnung damals ihre Wirkung.<sup>70</sup> Er hätte erst lernen müssen, schreibt er in »Links und frei«, »daß Absplitterungen und Sondergruppen auf Querulanten und Neurotiker – in stärkerem Maße, als es in der Politik ohnehin der Fall ist – eine besondere Anziehungskraft ausüben.«<sup>71</sup> Daß Leber ihm einen Irrweg hatte abschneiden wollen, wird er erst später einsehen. Als Dreiundvierzigjähriger bekennt er in Berlin, sein Verhältnis zu Julius Leber sei »mit einer Art Vater-Sohn-Komplex« behaftet gewesen, er habe sich in jugendlicher Ungeduld gegen väterliche Autorität aufgelehnt.<sup>72</sup>

Ein Blick auf die Biographien zeigt, wieviel Brandt und Leber miteinander gemein hatten: Beide wurden unehelich geboren, wuchsen in kleinen Verhältnissen auf; für beide war der Großvater die prägende Figur der Kindheit; beide versuchten sich früh im Journalismus und schrieben die ersten Artikel als Schüler; beide hielten nicht sonderlich viel von sozialistischer Theorie. Der Parallelen sind viele, selbst ihre Schwächen haben sie gemein: Frauen und Alkohol. Aus der Emigration zurück, feilt und poliert Brandt dann an einem beinahe verklärenden Leber-Bild, als wolle er, längst den dogmatischen Kinderschuhen entwachsen, Wiedergutmachung dafür leisten, daß er sich einst im jugendlichen Zorn von dem politischen Übervater abgewendet hatte.

Nun sind Lebers Verdienste im Widerstand völlig unbestritten, Brandt nennt ihn zu Recht einen »Ehrenretter der Nation«. Indem er Lebers Andenken hochhält, betont er die Rolle gleich mehrerer Sozialdemokraten im Kreis der Widerständler des 20. Juli – man denke nur an Leuschner, Reichwein oder Haubach – und nimmt damit dem Aufstand des Gewissens den Nimbus, er sei allein die Sache einer Handvoll Militärs oder Konservativer wie Goerdeler gewesen. Aber überzieht Brandt dabei nicht, wenn er Leber »zur wohl stärksten Potenz der deutschen Linken«, zur »Figur eines Revolutionsführers in einer Umgebung, die nach Mittelmaß fragte«<sup>73</sup>, hochstilisiert? Obschon Brandt behauptet, Leber sei schon in Lübeck »ein scharfer Kritiker der Hinhaltepolitik« gewesen<sup>74</sup>, finden sich bei Durchsicht des *Lübecker Volksboten* aus den Jahren



1930 bis 1933 in den Leitartikeln seines Chefredakteurs nicht jene mannhaften Sätze gegen die Strategie der Berliner Parteizentrale, die man danach erwarten mußte.

Seine Biographin Dorothea Beck, die ihn wie auch Kurt Schumacher, Carlo Mierendorff und Theodor Haubach einen militanten Sozialisten nennt, moniert wohl zu Recht, Leber habe anders als jene seine Kritik an der Verbürokratisierung der Partei und der Vernachlässigung des emotionalen Bereichs in der SPD-Werbung nie deutlich geäußert. Er war und blieb eben ein Lokalmatador, der über Lübeck hinaus bestenfalls als einer von mehreren Wehr-Experten seiner Partei Beachtung fand und der in der Reichstagsfraktion wie in der SPD-Zentrale in der Berliner Lindenstraße als Außenseiter galt. Erst im Widerstand, als er für den bei einem Bombenangriff umgekommenen Carlo Mierendorff nachrückte, der nach dem Urteil Joachim Fests womöglich farbigen, bewegtesten und kraftvollsten Figur im Kreisauer Kreis<sup>75</sup>, wuchs Leber dann zu unbestrittener Größe heran.

Dessen »Todesursachen der deutschen Sozialdemokratie« zählen unstreitig zu den großen Dokumenten jener Zeit, auch zu den interessantesten, denn er macht die Misere der deutschen Linken nicht etwa an deren Hinwendung zur Nation durch die Bewilligung der Kriegskredite fest, im Gegenteil: Die Wendung gegen die Internationale befürwortet er entschieden, rügt allerdings das Versagen der Partei danach. »Ein richtiger Führer hätte entweder nach dem 4. August oder nach der Marneschlacht ein Bekenntnis abgelegt für die deutsche Einheit, hätte die Partei der Arbeiterschaft zum höchsten Einsatz aufgerufen, hätte aber zugleich Einfluß verlangt auf die Staatsführung und damit auf die äußere Politik, also auf Krieg oder Frieden.«<sup>76</sup> Die zweite Ursache sieht Leber darin, daß in den Männern der Revolution von 1918 »kein Wissen lebte von der zu errichtenden neuen deutschen Gemeinschaft«. In blutleerem Idealismus hätten sie von der Hand in den Mund gelebt und auf die Revolution unbewußt verzichtet – und damit »auf die geistige und schließlich wirtschaftliche Umformung der deutschen Gesellschaft und des deutschen Menschen«.

All dies wurde freilich nach der Machtübertragung an Hitler, nach dem Zusammenbruch der Arbeiterbewegung in der Gefängniszelle geschrieben – *post mortem* SPD also. Als Brandt das Manu-